

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 25 (1921)

**Artikel:** Die Sünde des Vergessens  
**Autor:** Merz, Eduard  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-573240>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 17.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

durch dieses Porträt in einem Freskogemälde — Das jüngste Gericht — in der Hauskapelle des Palazzo della Podestà oder del Comune, auch Bargello genannt. Erst im Jahre 1840 wurde dieses lange Zeit zugedeckte und vergessene Fresko zur großen allgemeinen Freude wieder aufgedeckt und Dantes Porträt neben dem Kopfe seines politischen Gegners und Verwandten Corso Donati und seines Lehrers Brunetto Latini festgestellt. Neben Giotto verherrlichte auch Andrea Orcagna (1308–1368) Dante mit einem Porträt in seinem Fresko in der Strozzi-Kapelle in S. Maria Novella in Florenz, dann besonders auch Taddeo Gaddi (1300 bis 1366), Andrea del Castagno (1390

bis 1457), Luca Signorelli (1480–1502) im Dom zu Orvieto, und Raffael in seiner Disputa und im Parnasso. Die historische Erscheinung von Dante hat hier Raffael am gewaltigsten und tiefsten erfaßt. Aber in der Porträttreue basiert auch sein Dantebild, wie das seiner Vorläufer auf Giotto, der seinen Jugendfreund im Bilde, wie er ihn sah und kannte, verewigte, auch als Ausdruck des Dankes für Dantes große anerkennende Worte über die Künstlergröße Giottos im Pg. XI, 94:

„Einst glaubte Cimabue, daß er behaupte  
Das Feld im Malen, heut ruft alles Giotto,  
Sodaß der Ruhm des andern ist verdunkelt.“  
(Schluß folgt.)

## Die Sünde des Vergessens.

Aus dem Fahrtenbuch des Eduard Merz, Zürich-Korschach.

An einem lauen Sommerabend ließ ich mein Schulhäuslein hinter mir. Vier selige Wochen begannen für mich. Ich hatte mein Känzlel gepackt und meine Laute umgehängt. Dann wandelte ich ziellos in den Abend.

Die Schatten in den Tälern wurden allmählich länger und dunkler. Der warme Erdgeruch stieg flimmernd herauf, und der Wald schien größer und traurig. Und vor mir lag in Windungen die weiße Bergstraße. Darauf zog ich rüstig abwärts, bis die Sterne aufstiegen.

So blieb ich im nächsten Dorf und übernachtete in einer armseligen Herberge. Man wies mir eine geräumige Kammer. Die Tapete zeigte ein gelbliches Muster und war an vielen Stellen zerrissen. Das Bett war breit und hatte geblümete Kissen und Decken. Die vier Pfosten trugen einen hölzernen Himmel, und auf nachtblauem Grund waren da alle Sterne und der Mond gemalt. Mit Behagen stieg ich in die hohe Ruhestatt. Dann fuhr ich, indem ich allerlei krausen Gedanken nachhing, mit dem Zeigfinger dem gelben Tapetenmuster nach, bis ich sanft einschlief.

Am andern Tag unternahm ich meine Wanderfahrt beizeiten wieder. Die Sonne stieg allmählich und begann die Straße auszudörren. Schuhe und Wams wurden bestaubt, und es war, als kni-

sterten die heißen Strahlen im wirren Haar.

Am späten Nachmittag gelangte ich an den See. Hart daran lag ein altes Städtlein mit weißlichen Mauern. Die standen schief und ließen sich ihre altersgrauen Risse besonnen. Possierlich reihte sich Giebel an Giebel. Darauf hochten niedliche Kamine und pafften dicke und dünne Rauchwolken in den Tag. In der Gasse aber schlich ein ganz feiner Kaffeeduft und stach mich fürwitzig in die Nase. Niemand ließ sich blicken.

Ich strich dem Düstlein nach. Und nach längerem Suchen fand ich zwischen einzelnen Häusern, wo grüne Gärtlein den Raum füllten, eine Laube. Drin klapperte das feine Porzellan melodisch auf der blauweiß gewürfelten Decke. Ich konnte auch eine weiße, schmale Hand bemerken, und dann eine dunkle Locke, die über der gebauchten Kaffeefanne baumelte. Zwischen dem duftigen Blattwerk über ihr aber spinnen sich leuchtende Sonnenkringel zu güldenen Ketten auf die Erde herunter, bereit, sich dem schönsten Mädchen im Land um den schmalen Hals zu hängen.

Am Tisch saß auch noch ein älterer Herr im blauen Tuchrock von altmodischem Schnitt. Die Kragenspitzen zwängten sein rundliches Kinn, und auf seinem kahlen Kopfe trieben einzelne Sonnen-

strahlen ein neckisches Spielchen. Aber sie hatten es auch auf das Mädchen abgesehen. Denn sie entzündeten einesmals auf seinem Scheitel ein lustig Feuerlein. Das spielte in allen Farben, daß ich mich nicht sattsehen konnte. Und insgeheim überdachte ich, daß ein Drittes noch Platz am Tischlein in der Laube fände, und daß der Kaffee auch für dreie gelangt hätte.

In dem Augenblick machte ich eine unwillkürliche Bewegung, daß die Laute klang. Drinnen blickten sie überrascht auf. Die Kanne wurde ziemlich hart auf den Tisch gestellt und ich verwundert gemustert. Ich mußte den Leuten einen vertrauenerweckenden Eindruck machen. Denn ein behagliches Schmunzeln zog über das Gesicht des alten Herrn, und, um zu dem Seltsamen des allein herumziehenden Lautensingers noch ein Ungewöhnliches hinzuzufügen, winkte er mir einladend zu. Das Mädchen an seiner Seite aber errötete und wandte leise ein: „Aber, Onkel ...“

Ich klinkte das zierliche Barockgitter auf und trat in die Laube, wo ich mich als Lautenschläger, sonst im gewöhnlichen Leben einfacher Bergschullehrer, vorstellte. Dies Bekenntnis erhöhte nur die Spannung des Außerordentlichen; denn lautensingende Schulmeister sind heutzutage rare Vögel, weil sich dies fahrende Gewerbe nicht gut mit der bürgerlichen Reputation vereinigen läßt.

Dann saß ich mit am Tisch und hielt die feine Tasse zwischen den Fingern. Der Garten grenzte an den See. Eine Steintreppe führte in geschweiften Stufen geradewegs hinein. Dahinter zeigte sich die glänzendblaue Fläche, und am andern Ufer lagen Felder, braunrote Dächer und helle Mauern in der Sonne. Und darüber wölbte sich der Himmel, an dem sich ein schmales weißes Wolkenbrücklein spannte.

Und ich mußte von Wald und Berg, von See und weißer Straße erzählen. Dazwischen klangen einzelne Weisen, womit ich, ohne es zu wollen, meine Erzählung begleitete.

Der alte Herr lächelte vergnüglich, als ich von meinen abenteuerlichen Wanderfahrten berichtete. Manchmal kniff er verschmikt die Neuglein ein und blinzelte

zu Beate hinüber. Daß auch sie lebhaften Anteil nahm, konnte ich ihr ansehen; denn sie hatte die Hände in den Schoß gelegt, und ihre Augen glänzten. Und diese Hände waren von einem seltenen Weiß, wie ich es nur auf Marienbildern von alten Meistern sah. Sie trug am Finger einen silbernen Reif von köstlicher Arbeit. Darauf war ein Opal. Es schien ein wertvolles Kleinod.

Die Sonne ging zur Rüste. Wir saßen immer noch. Ich sang Balladen und Bagantenlieder. Jetzt erhob sich der alte Herr und lud mich ein, in seinem Hause zu nächtigen. Ich nahm dankend an; denn ich hatte mir als rechter Fahrender vorgenommen, keine Einladung zurückzuweisen. Und daß es mir schwer geworden wäre, unter den waltenden Umständen zu verzichten, ist begreiflich. Und wo fände sich ein junger Gesell, dem nicht auch so wäre?

Er ging, und Beate sagte mir, daß ihr Onkel jeden Tag um diese Zeit mit dem alten Arzt des Städtchens einen gelehrten Abendspaziergang unternehme.

Beate und ich blieben in der Laube. Ungewollt kamen mir andere Lieder in den Sinn, Legenden, alter und neuer Minnesang. Lieder mit schwebenden, suchenden Weisen. Und die samtene Klänge woben die wunderbarsten Bilder und Geschehnisse. Und Beate saß neben mir und schaute in die versunkene unbekanntes Welt, die fein und süß und doch voll unendlichen Leides ist. Und ich vermeinte ihr Herz pochen zu hören, während ihre Hand meinen Arm berührte und ihr seidiges Haar mein Gesicht streifte. In mir aber schlug eine Welle heißen Blutes bis zum Hals.

Und wir saßen noch, als die Sterne heraufzogen und der Mond silbern aus den abendlichen Wassern glänzte. Da legte Beate ihre weißen Hände um meinen Hals, und ihr Mund suchte zitternd meine Lippen. Und sie küßte mich wild und fest, daß ich zu versinken glaubte. Und doch trug ich alle Sterne in den Händen.

Dann riß sie sich plötzlich los, schluchzte schneidend auf und floh. Und ich stand und blickte ihr blöde nach. Ich sekte mich schwerfällig, und sann, sann lange.



Marguerite Frey-Surbel, Bern.

Jüngling. Ölgemälde.

Dann dachte ich an den Reif mit dem Opal. Betrachtete auch ein schmales Goldringlein an meinem Finger mit einem leuchtenden grünen Stein. Ich

tat wie im Traum. Nahm dann meine Laute, klinkte das Gitter hinter mir zu und fuhr langsam trübselig meine Straße in der Nacht.

## Der Heide.

Eine Genfer Erzählung von Friedrich Glauser, Baden.

(Fortsetzung.)

### Drittes Kapitel.

Ruhig verging ein Jahr in Bandoeu-  
res, bis zur Einsegnung im nächsten Früh-  
ling. Vor allem war in diesem Jahre die  
Verwandlung sonderbar, die mit Saul  
vor sich ging. Struppig und grob war er  
gewesen, als die kleine Marquise das Haus  
betreten hatte; sein Mund hatte lämmel-  
haft laute Worte geformt. Doch nun  
machte ihn der Anblick des Mädchens  
allein scheu und stumm. Er sah mit großen  
fragenden Augen der kleinen Marquise  
zu, die ihn nicht beachtete und fern von  
umgebender Welt in Büchern lebte, Verse  
vor sich hin sprechend mit singender Be-  
tonung. Manchmal dachte sie, Saul würde  
ihr seine Liebe erklären, in schöngeformten  
Sätzen und wohlgelungenen Perioden;  
besser als der schlanke Mann, der sich nur  
über sie lustig gemacht hätte. Es war ihr  
großer Stolz, ihm nicht geglaubt zu haben,  
und spöttisch blickte sie auf ihre Kamera-  
dinnen, die bisweilen sie besuchen kamen;  
diese erzählten von großen Erlebnissen,  
von wahnsinnigen Schmerzen und para-  
diesischen Freuden, die dem zuteil würden,  
der an die Macht der Liebe glaube.

„Glauben,“ schrieb sie in ihr Tagebuch,  
„glauben muß man, um wahrhaft glück-  
lich zu sein. Sei es an Gott, an die Liebe  
oder an die Menschen. In jedem Falle  
würde ich unruhig; denn ich müßte mich  
zwingen zu glauben. Doch suche ich vor  
allem die Ruhe. Zuerst berauschen sich die  
Menschen am Glauben, geben sich hin,  
vollständig. Doch dann wachen sie auf,  
sehen sich selbst geringer und ärmer und  
möchten sterben. Dann hoffen sie auf ein  
neues Leben nach dem Tode, um den Ent-  
täuschungen zu entgehen, deren man in  
dieser Welt teilhaft wurde.“

Herr Leblanc schien ihr nach wie vor  
komisch, wenn er zweimal die Woche mit  
spitzem Bart und drohenden Fingern über

Lieblosigkeit und Verständnislosigkeit der  
Menschen klagte, mit seinem Sohne schalt  
und ungeschickt nach langer verworrener  
Rede sich vor der kleinen Marquise ver-  
beugte.

Der Kommunionstisch der St. Peters-  
kirche war schwarz behangen, als handle es  
sich um eine Beerdigung. Wieder saßen  
die alten Damen hinten im Kirchenschiff,  
violett und wispernd. Nur die Kanzel war  
geschmückt mit Weidenkätzchen. Links  
rutschten die weißen Mädchen ungeduldig  
auf knarrenden Bänken, während die  
schwarzen Knaben rechts unbehilflich in  
die Luft starrten, bisweilen sich wanden in  
zu engen Gewändern. Hinter dem Kom-  
munionstisch saßen langberockte Gestalten  
in geschnitzten Stühlen; die starren Bän-  
chen schienen die Bärte fortzusetzen. Herr  
Pastor Ribeaupierre, klein und budlig,  
zeigte gelbe Zähne unter zurückgeschobe-  
nen Lippen. Feist und rot sah Herr Le-  
noir, und zwischen beiden murmelte der  
Pastor Leblanc unverständliche Worte in  
seinen Spitzbart. Herr Thomas, ihnen  
gegenüber, zeigte seidene Strümpfe unter  
wertvollem Rock. Lang fiel sein brauner  
Bart auf die Brust, frisiert und parfü-  
miert, und seine wohlgeformte Nase  
drückte Zufriedenheit aus mit sich selbst  
und seinem heiligen Amt. Langsam hall-  
ten die Orgeltöne in das Geflüster, er-  
stärkten es, wurden lauter. Die stillen  
Steine der Wände schienen zu singen.

Und dann begann Herr Pastor Turet-  
tini zu predigen; lang und gelb war sein  
Gesicht, und der bekannte weiße Knebel-  
bart Calvins machte das knöchige Kinn  
spitzer. Die Sonne hatte versucht, durch die  
hohen runden Fenster spielende gelbe Licht-  
er zu legen auf die ernste Versammlung.  
Herr Turetini verschleuchte sie mit stren-  
gem Fingerwinck. Gemessen sprach er zu-  
erst und hämmerte ernste Vorsätze in die